

Schuld und Vergebung

„Sie haben keine Schuld. Die anderen hätten es wissen müssen. Das sind Profis. Die haben versagt, nicht Sie“, sagt mir ein Arzt, sagt mir ein Psychiater, sagt mir ein Nachbar.

„Du hast doch keine Schuld, du hast doch alles getan, was möglich ist. Hör doch auf, dir Vorwürfe zu machen. Du musst damit aufhören“, sagt mein Mann, sagt meine Tochter, sagt mein Sohn, sagt meine Freundin, sagt meine Kusine.

2006 verunglückte meine Mutter mit dem Fahrrad, sie war 89 Jahre alt. Mit dem Hubschrauber wird sie – mittlerweile bewusstlos – in die Klinik geflogen, noch in der Nacht ein Anruf des diensthabenden Arztes, kurze Verständigung mit mir, Erklärungen, Gehirnblutung, OP, danach wird alles wieder gut werden, kurze Nachfragen seinerseits, einliefernde Sanitäter hätten Jahrgang 13 angegeben, das könne doch wohl nicht sein, doch, bestätige ich, meine Mutter ist wirklich schon 89. Gegen Mitternacht Anruf aus der Klinik, OP erfolgreich verlaufen, morgen könne ich meine Mutter besuchen, ein paar Tage Intensiv-Station, danach normale Station und schließlich kleine Reha. Dann sei alles wieder o.k. Ich kann es kaum glauben, bin erleichtert. Am nächsten Tag besuche ich meine Mutter auf der Intensiv-Station, mein Herz klopf, ich habe Angst. Sie wird Schläuche am Kopf haben, hat mir der Arzt gesagt. Doch welche Erleichterung, meine Mutter sitzt im Bett, isst Brot, trinkt Tee, begrüßt mich strahlend. Ich kann mit ihr sprechen, lachen, erzählen. „Mama, du bist mit dem Hubschrauber geflogen!“ Sie ist fassungslos. Ich habe ihr eine Tasche mit den wichtigsten Sachen (Bademantel, Hausschuhe, Kulturtasche usw.) mitgebracht. „Du bist doch meine Beste“, sagt sie. – Ach, wenn sie doch nur wieder gesund wird. – Dann fängt sie wieder an, so komisch zu gähnen. So wie am Unglücksabend, gestern? Sollte da wieder eine Gehirnblutung einsetzen? Nein, ich will nicht so etwas denken. Ich nehme meine Mutter noch einmal in den Arm und verabschiede mich. Morgen werde ich wiederkommen. Später am Abend rufe ich in der Klinik an. Wie geht es meiner Mutter? Schnell werde ich informiert, dass man mich auch gerade verständigen wollte, eine erneute Gehirnblutung habe eingesetzt, man müsse noch einmal operieren. Ich hatte mich also nicht getäuscht. Am nächsten Tag fahre ich wieder in die Klinik, diesmal mit meinem Sohn. Meine Mutter sitzt jetzt nicht im Bett, sie liegt, hat die Augen geschlossen. Ein junger Assistenzarzt begleitet uns zum Bett, spricht freundlich mit unserem Sohn, ihrem Enkel, erklärt dem ängstlichen 16jährigen die Situation auf der Intensivstation. Meine Mutter hat die Augen geschlossen, hört uns, antwortet auf Fragen, haucht ein Ja, ein Nein, aber sie ist sehr schwach. Lange können wir nicht bleiben. Dann müssen wir wieder gehen. Was wird werden? Große Angst, Hilflosigkeit.

Am Abend dann erneuter Anruf der Klinik. Der Assistenzarzt von heute Nachmittag: „Ihrer Mutter geht es sehr, sehr schlecht.“ Ich verstehe. „Wir sollten sie jetzt sterben lassen.“ Ja. Ich stimme zu. Natürlich. Wie lange wird es dauern? Keiner weiß es. Ein paar Stunden. Vielleicht ein paar Tage. Ich werde jetzt gleich kommen. Der Arzt rät mir, nicht Auto zu fahren. Doch natürlich mache ich das. Ich bin ruhig, gefasst. Unsere Tochter, 17, fährt mit. Sie will ihre Oma auf diesem letzten Weg mit mir begleiten. Da sitzen wir dann eineinhalb Stunden später, meine Tochter links, ich rechts neben meiner sterbenden Mutter, beobachten die angeschlossenen Geräte, hören ihren Atem und warten auf den Tod. Nach einer langen Nacht, in der wir an ihrem Bett sitzen, weinen, von früher erzählen, auch über Vergangenes lachen, ihre Hand streicheln, ihre Monitore beobachten, nach einer langen Nacht, in der meine Mutter nicht stirbt, fahren wir endlich übermüdet und traurig nach Hause. Was wird werden?

Nach zehn Tagen währenddessen ich weiter gewacht, geweint, beim Sterben begleitet habe, erwacht meine Mutter aus ihrem Koma.

Irreparable Schäden des Gehirns lassen sie ab jetzt kaum sprechfähig, bewegungsunfähig, wahrscheinlich auf dem Stand niedrigsten Bewusstseins sein. Von einem zum nächsten Augenblick bin ich ihre Bevollmächtigte, habe für sie zu sorgen, habe für sie zu entscheiden, habe Verantwortung für ihr Leben, wofür sie bereits bestens vorgesorgt hatte: Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht, Generalvollmacht. Ich würde alles gut machen.

Ab jetzt beginnt eine Odyssee durch den Dschungel der Pflege, der Betreuung, ab jetzt beginnt der Kampf mit der Umsetzung ihrer Wünsche, ihrer Patientenverfügung. Ab jetzt beginnt der Kampf mit Pflegenden, mit Ärzten, mit Verwaltung, mit MDK, mit Heimaufsicht.

Und ich tue doch nur das, was sie wünscht und festgelegt hat.

Ich kämpfe dafür, dass die künstliche Ernährung nach drei Monaten entfernt wird, dass sie mit Löffel ernährt wird. Ich muss mir vorwerfen lassen, meine Mutter verhungern lassen zu wollen. Ich muss mir den Vorwurf des „Mordes“ anhören. Nein, ich weiß mich zu wehren. Mutter muss ihren Willen bekommen. „Lass mich bitte nie an Schläuchen liegen“ hat sie mir eingeschärft.

Stück für Stück kämpfe ich mich durch. Die künstliche Ernährung wird entfernt, sie wird wieder über den Löffel ernährt, bekommt wieder Appetit, fängt an, geschmacklich zu unterscheiden und etwas zu mögen oder nicht zu mögen. Sie kann sogar wieder ein wenig lächeln. Aber das ist auch alles. Mal ein Wort, mal ein paar Worte, nicht immer machen sie Sinn. Ich wechsele Pflegeheime, wir besuchen sie täglich, meistens ich, aber auch mein Mann, meine Kinder, ehemalige Freunde.

Ich kämpfe gegen Körperverletzung, ich kämpfe gegen Verwahrlosung, ich kämpfe gegen Gewalt in der Pflege, ich kämpfe um die Würde eines alten Menschen.

Und es wird immer noch schwieriger, immer weniger will meine Mutter essen. Das bisschen Selbstbestimmung, das sie hat, soll ihr erhalten bleiben. Fünf Jahre sind schon vergangen, fünf Jahre, eine nicht enden wollende Zeit des Leidens. Wir alle haben uns an den ausweglosen Zustand, von dem wir glaubten, dass er doch sicherlich nur wenige Wochen, höchstens zwei, drei Monate dauern könne, gewöhnt.

Und immer deutlicher wird mir, dass wir meine Mutter nach Hause nehmen müssen, um dem Leid ein Ende zu setzen. Ich spreche mit meinem Mann. Er ist einverstanden.

Sobald meine Berufstätigkeit zu Ende ist, also im nächsten Jahr, werden wir es umsetzen und, so mein Mann, dann werden wir auch nicht lange warten, sondern sie gleich am nächsten Tag zu uns holen. Ich bin unendlich dankbar.

Doch es wird gar nicht so lange dauern, schon einige Monate später, in meinen Osterferien, wagen wir es. Und dann ist meine Mutter bei mir, bei uns zu Hause. Plötzlich spüre ich eine neue große Verantwortung und ich sehe das Elend, das unter Decken verhüllt war. Ein knochiger Körper, gekrümmt von Spastiken, der leise brummt, wenn man versucht zu bewegen, anzuziehen, zu säubern. Und dann endlich kann ich meine sterbende Mutter so betreuen, wie sie es braucht. Ich kann sie immer wieder in den Arm nehmen, ich wache an ihrem Bett, ich höre auf ihren Atem und hoffe, dass sie es bald geschafft hat. Vorsichtig flöße ich ihr Saft, Joghurt, Suppe ein und merke, dass sie

eigentlich gar nichts mehr will. Langsam, ganz langsam gebe ich ihrem Wunsch nach und probiere es nicht immer wieder, begreife. Mein Mann hilft mir, spricht mit mir und allmählich vertraue ich auf die Zeichen der Sterbenden. Dann nach zwölf Tagen geht es zu Ende, ein sechsjähriges Sterben, das zum Schluss noch einmal 24 Stunden dauert, 24 Stunden in denen ich selbst keine Ruhe finde, in denen ich ihr auf dem Klavier immer wieder vorspiele, das Klavierspiel, das sie so sehr geliebt hat, ihre Lippen befeuchte, sie bette, sie streichle, ihr zurede. Am Ende bin ich völlig erschöpft und schlafe fast schon ein. Als ihr Atem ganz still wird, bin ich plötzlich hellwach und erlebe ihre letzten drei Atemzüge. Dann hat es meine Mutter endlich geschafft.

Unendlich dankbar bin ich dafür, dass ich meine Mutter noch rechtzeitig zu mir nach Hause holen konnte. Wie unendlich qualvoll ihr Leben zuletzt war, konnte ich erst erfahren, als ich sie – meine Mutter, mein Kind, mein Baby – in den Händen hielt. Noch heute, mehr als zwei Jahre nach ihrem Tod, bitte ich meine Mutter jeden Tag um Vergebung für das, was ihr in den letzten Jahren angetan worden ist und dafür, dass ich es nicht verhindert habe.

Noch kann ich mit der Schuld nicht fertig werden. Mein Weg es zu verarbeiten ist, ihre Geschichte aufzuschreiben und anderen Menschen mitzuteilen. Ich engagiere mich außerdem im Pflegeselbsthilfeverband und im Verein für Betreuung und Versorgung. Dort habe ich an einer Schulung für ehrenamtliche Betreuung teilgenommen. Hätte ich das doch früher schon einmal gemacht, wie viel mehr hätte ich gewusst, den Unwegsamkeiten zu begegnen.

Ja, Schuld haben hauptsächlich Heime, Pfleger, Ärzte. Mit ihnen zu sprechen ist aussichtslos. Sie sehen keine Schuld, alles war richtig gelaufen. Schuld empfinde ich, denn meine Mutter hat ihr Leben in meine Hand gegeben. Ich hoffe, sie hat in den letzten Tagen gespürt, dass ich immer für sie da war, auch wenn vieles schiefgelaufen ist und ich hoffe sehr, dass sie mir noch vergeben konnte.